

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 16

Artikel: Unsere Alten
Autor: Birnstiel, J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669790>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichen Gemisch von Italienisch und Romanisch. Die lebhafteste Sprache und ein schrilles Lachen kamen aus einem Mund, aus dem nur noch zwei Zähne ragten, über die struppigen Haare hatte sie ein schwarz-weißes Kopftuch gebunden, an dem sie mit großen nervösen Gebärden beständig rückte, doch die schönen dunklen Augen glänzten lebhaft und freudig aus dem faltigen Gesicht.

Sie führte uns durch das Dorf. Vor einem schönen großen Engadinerhaus standen wir bewundernd stille. „Dieses Haus war mein“, bemerkte Maria stolz. Etwas erstaunt folgten wir ihr weiter durch das Dorf bis hinauf ans Ende, wo neben einem kleinen Friedhof das Kirchlein steht. Dort, dicht daneben, geleitete sie uns in ein altes, beinahe ärmliches Haus. Da wohnte sie. Wir mußten uns gleich in der engen Stube zu Tisch setzen. Sie brachte feine Gnocchi, bestes Bündnerfleisch und Salsize, alles von ihr selbst bereitet, dazu herrlichen Weltliner, dann bewirtete sie uns noch mit Kuchen und Kaffee. Wir schmaussten drauflos, immer überschüttet von ihren lebhaften Worten in dem italienisch-romanischen Raudertwelsch, mit denen sie uns zu immer eifrigerem Zulangen aufforderte. Dazwischenhinein begann sie aber, einiges aus ihrem Leben zu erzählen, Brocken, aus denen ich mir ihre einfache Geschichte zusammensetzen konnte.

Sie stammt aus der Campagna. Mit 14 Jahren kam sie nach Rom zu einer Glätterin. Neben dem Bügeln war es ihre Aufgabe, die fertige Wäsche in den verschiedenen Häusern abzuliefern. Ihr Rundgang zu den Kunden führte sie auch zu einem Konditor, einem Bündner. Sie schielte verlangend nach den Kuchen, kaufte sich auch ab und zu eine Süßigkeit und merkte bald, daß ihr der Bündner viel mehr einpackte, als ihr für ihre paar Soldi zukam. Nach und nach wurden die

Kuchenpakete immer größer, und der gute Konditor ließ sich zuletzt überhaupt nichts mehr dafür bezahlen. —

Der Bündner verließ Rom und wollte ein Stücklein näher zur Heimat. Er zog nach Padua und mit ihm zog Maria. Sie sorgte treu für ihn als seine Haushälterin, sie lebte mit ihm als seine Frau. „Und“, sagte sie, „einen besseren Padrone gibt es auf der Welt nicht mehr!“ —

Als der Zuckerbäcker genug verdient hatte, um seiner Sehnsucht nach der Heimat nachgeben zu können, kehrte er zurück dahin, wo er aufgewachsen war, wo seine Geschwister lebten, nach Zuoz. Aber Maria gefiel es nicht in Zuoz. „Denn“, erklärte sie, „dort waren zu viele Verwandte!“

Und der gütige Herr gab ihrem Drängen nach und beschloß, etwas von den Verwandten wegzuziehen. Er wählte Campobasto und dort das schöne Engadinerhaus, das wir zuvor bewundert hatten.

Maria zeigte uns das Bild des geliebten Padrone. „Er war ein schöner Mann. Viele hübsche und reiche Engadinerinnen hätten ihn gerne geheiratet, aber“ — hier kam ein schelmisches Lachen — „ich habe schon dafür gesorgt, daß ihn keine bekam!“ —

Vor etwa zwanzig Jahren ist der Padrone gestorben. Er hinterließ Maria nebst andern Gütern das schöne Haus.

Maria kann nicht lesen und schreiben, sie kann nicht rechnen, sie wußte nicht, wie viel sie besaß, — aber eines wußte sie: in diesem Hause würde sie nicht leben.

Sie verkaufte es und zog hinauf in dieses fast ärmliche Haus, denn hier sieht sie vom Fenster ihres Schlafzimmers aus das Grab ihres guten Padrone, und sie winkt ihm allabendlich einen stillen Gruß zu.

Mice Brandenburger.

Unsere Alten*.

Von J. G. Birnstiel.

Lieber Freund! Du kennst das Geschichtchen, das sich einmal irgendwo im Schweizerland soll zugetragen haben. Kam da ein Sommerfrischler des Weges und fragte ein schneeweißes Mütterchen: „Wie alt seid Ihr?“ Antwort: „Füfedahtzgi.“ Darauf der Fremde: „Boß tufig — das ist aber es schöns Alter!“ „En Speck — es wüeschts Alter ist das! Woni zwänzgi gsh bi — säb ischt es schöns Alter gsh!“

* Aus dem sehr empfehlenswerten Buche „Letzte Ernte“. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel.

Ja, ja, Altwerden möchten sie alle, aber Altsein — das hat seine Mucken! Die Herren Poeten puzen ja wohl etwa ein halb abgestandenes Lebensbaumlein mit dem Goldpapier schöner Phrasen auf, indem sie von der seligen Ruhe auf der Bergbank, vom Herunterschauen ins Tal, vom herrlichen Abendsonnenschein und dergleichen Zeug deklamieren. Aber ihre Rede ist eben doch nur Goldpapier, und das täuscht über die Hinfälligkeit des Baumes nicht hinweg.

Der Prediger Salomonis, der Schopenhauer

des Alten Testaments, war auch Poet, aber er sprach von Tagen, die einem nicht gefallen und dachte dabei ans Altsein. Er erinnerte daran, daß „die Hüter des Hauses“, unsere Arme, zittern und steif werden. Er klagt, daß „der Müller im Mund“ immer weniger werden, daß „die Fenster am Haus“ sich trüben, daß die „Türen der Gasse“, die Lippen, geschlossener werden, daß „die Stimme der Mühle“ immer leiser wird, daß man erwacht, wenn der Vogel singt und sich fürchtet, bevor man den Berg ansteigt. „Ach das Alter“ — so seufzt er — „wo das Haupt weiß ist, wie der Mandelbaum, wo alle Lust vergeht und dumpf tönen alle Töchter des Gesanges, wo die silberne Schnur zerreißt und das Rad am Born zerlechen will.“

In der Tat alt sein, heißt in neunzig von hundert Fällen beschwert sein. Es hört sich ja wunderschön an, wenn allerlei Paneghriker des Greisenalters ihr Lied anstimmen vom jungen Herzen unter grauen Haaren, vom inneren Verklärtein bei äußerlichem Eindunkeln, von philosophischer Ruhe hoch über dem Trubel des durchlebten Lebens. Aber — was meinst du, lieber Freund, alter Schwede? Wenn dich die Rheumatismen zwicken, als ob dir die Handlanger irgendeines leidwercherischen Dämons auf dem Nacken säßen, wenn du engbrüstig wirst oder das Nervenzucken an Armen und Beinen verspürst, daß du meinst, du müßtest an den Wänden hinauf, wo du doch schlafen solltest? Denk' doch — wenn du schlafen möchtest und nichts mehr fertig bringst, wenn dein Magen knurrt und du nichts mehr verträgst, wenn dazu vielleicht noch der Geldbeutel gähnt und deine Schulden kein Erbarmen mit dir haben? Wenn... wenn...

„Aufhören, aufhören!“ schreist du mir zu. Gut, so hör' ich halt auf und will weder von deinen noch von meinen Gebrechen reden. Aber, guter Freund, die anderen, die anderen geben dir und mir zu denken. Es sind die zehntausend von schitterigen Männlein und windschiefen Weiblein, die in ihrem Alter viel böser dran sind als wir zwei alten Knaben.

Nimm mir's nicht übel, wenn ich dir heut' einmal ein Stück in Moll vorgeige. Es krazeln und trippeln, tippeln und täppeln jetzt Scharen von lieben Alterchen auf dem Boden unseres Schweizerlandes herum, die sich ein Leben lang abgeschunden und gerackert und gespart haben und nun doch nichts weiter besitzen als ein bißchen Arbeitskraft, das ihnen niemand ablaufen will. Zurzeit haben sie Notstandsunterstützung; bald

kommen sie an die Armenpflege. „Herrgott, laß mich nicht in Menschenhände fallen!“ Almosen-genössig werden! Ich kenne sehr viele, die lieber sterben möchten als almosen-genössig zu werden.

„Aber im Pfrundhaus haben sie's ja gut“, so hört man viele getrostlich sagen. „Alles ist so prächtig eingerichtet. Elektrisch Licht und Bäder. Gemeinsamer Tisch und Lesestuben. Ordnung bis ins kleinste Pünktchen, vom allgemeinen Aufstehen am frühen Morgen bis zum gleichzeitigen Lichterlöschen am Abend. Am End' auch manches fürs Herz in Andachtstunden usw.“

Alles recht. Zum mindesten gut gemeint. Aber es ist halt alles so abgezirkelt und geregelt, daß die armen Menschlein, die einmal frei sich entschließen und bewegen konnten, ständig die Ellbogen an den Leib ziehen müssen, um ja nicht anzustoßen und niemand im Weg zu sein. Es ist alles so gradlinig und geordnet, so mustergültig und kasernenmäßig, daß viele der liebevoll Versorgten mit dem Schnupstuch die Augen sich tupfen, wenn sie an den Winkel oder an das Schlüffli denken, das vordem ihre Sorgenacke war und das eben doch ihnen, ihnen ganz allein gehörte. Bitte lies doch einmal in Roseggers „Volksreden“ das Kapitel „Nur ein kleines Stüberl“. Wer weiß, ob nicht das Augentupfen dann auch an dich kommt, vor lauter Herzleid um die lieben, selbst in ihren „Heimen“ oft ganz heimatlosen Veteranen.

Mir klagte einst ein runzeliges Matronlein, daß es in der Anstalt im Sommer um halber sechs und im Winter um halb sieben des Morgens unerbittlich aus dem Bett müsse, just zu der Zeit, wo es, meist nach durchwachter Nacht, am besten sein Morgenschläflein machen könnte. Ausnahmen gestatte man eben nicht, der Anstaltsordnung wegen. Es werde halt alles über einen Kamm geschoren. Was sagst du, Bruder? Ist das nicht der ins Gebiet der Wohltätigkeit übertragene Grundsatz: „Fiat, justitia, pereat mundus?“ Sehr frei übersetzt: „Ordnung muß sein und ob der Mensch darob kapores ginge?“

Auf einer Wanderung im Appenzellerland traf ich am Wirtstisch einst ein Mandli, das dran war, nach freiberlebter Sommerszeit und vor dem Einwintern, ins Armenhaus — heut sagt man Altersheim — zurückzukehren und das mit einem letzten, in Freiheit genossenen Schnäpsli, sich Mut zu machen suchte. Es offenbarte mir sein Herzweh und schloß, schwer seufzend, mit den Worten: „Jawoll — 's Dnechoh (ins Armen-

haus) ist ziemli ring, aber bis d'amel wieder dusse bischt, seb ist es Ehögli!"

Sie möchten eigentlich alle frei sein und sich ihr Leben so gut als möglich selbst gestalten. Viele unter ihnen könnten sogar noch etwas leisten, ja mit ihrem Leisten mitunter die Jungen noch beschämen. Nur weiß man's nicht oder tut, als ob das alles gar nichts wäre. Mich rührt immer jenes kleine Gedicht von Theodor Fontane:

"Alter, was schleppst du dich noch mit?
Humpelst und bist aus Schritt und Tritt,
Warum bleibst du nicht zu Haus?
Mit über sechzig ist es aus!"

"Nicht aus! Ich kann noch im Feuer steh'n —
Und wenn dann die Jungen nach mir seh'n
Und sehen: Der Alte blinzelt nicht,
Und rührt kein Haar in seinem Gesicht,
Und zielt in Ruh und gibt seinen Schuß,
Da machen sie's auch, wie man's machen muß;
Und halten aus in Donner und Blitz —
Im Feuer nicht blinzeln, das kann ich noch, Fris!"

Ihr könnt überhaupt noch vieles, ihr lieben Großväterchen, Ahnfrauen und Altjungfernselen. Und wenn's nichts wäre, als daß ihr zum Guten reden und raten, teilnehmen und in Kraft eures Glaubens hoffen könnt.

Leztthin hieß es in einer Versammlung gemeinnütziger Männer, aufs Kommen der eidgenössischen Alters- und Invalidenversicherung

könne man noch zwanzig Jahre warten. In der Zwischenzeit müssen Kantone, Vereine, Stiftungen und Private ihr Bestes leisten. Wie denn? Mit Almosengeben? Gott bewahre! Nein, mit Opferbringen. Schließlich ist es schon etwas, wenn du einen Alten, den du im Geschäft hast, nicht hinauswimmelnst, so lang du irgend Arbeit für ihn hast und er „im Feuer stehen kann ohne Blinzeln". Und dann halt vor allem: „Ein bißchen lieb haben und es auch zeigen, und wär's nur einem einzigen Graukopf, den du grad nah beihanden hast!"

Vor mehr als zweitausend Jahren hat ein Weiser den Spruch getan: „Verachte das Alter nicht, denn du gedenkst auch alt zu werden." Wenn du also imstande bist, irgendeinen ehrwürdigen Abraham oder ein schneeweißes Sarah-frauchen dazu zu bringen, daß es trotz aller Breiten bekennt: „Es ist kein wüstes Alter. Weiß Gott — es läßt sich auch mit siebzig und achtzig leben, sofern einem nicht alle guten Geister innen und außen im Stiche lassen!" dann hast du Aussicht auf einen Platz im Himmel. Leb' wohl, mein Freund, du längst zersprungener und doch immer noch brauchbarer Hafen! Prüfe das, was ich da geschrieben habe und spotte nicht, daß ich heute einmal gepredigt habe „uf und bar" wie am Sonntag unser Herr Pfarrer!

Bücherschau.

Frieda Schmid-Marti: Seeländer Dorfgeschichten. Verlag der Evangelischen Buchhandlung Zollikon.

D. v. Greherz schreibt über diesen Band neuer volkstümlicher Erzählungen: „Die Verfasserin der Seeländer Dorfgeschichten hat sich durch frühere Erzählungen schon das Vertrauen eines großen Leserkreises erworben. — Der vorliegende Band hat sein Gewicht von den überwiegenden ersten Geschichten bekommen, in denen die Frage des Eheglücks im Sinn einer hohen sittlichen Aufgabe behandelt wird. An ungewöhnlichen Beispielen, die aber aus unserm Volksleben geschöpft sind, wird dargetan, wie ein dem Anschein nach unheilbares Mißverhältnis zwischen den Ehegatten oder ein vom Schicksal bedrohtes Eheglück durch Selbsterkenntnis, guten Willen und ausharrende Treue für beide Teile zum Segen gewendet wird. Bezeichnend ist der Titel der fünften Erzählung: Stille Gewalt. Denn hier wie anderswo ist es die stille Gewalt der Frauenliebe, die über die laute Gewalt eines rauhen Gatten den Sieg davonträgt."

Hans Zulliger: „Joachim bei den Schmugglern". Eine Erzählung aus dem Simplongebiet. Mit Federzeichnungen von Kurt Wirth. In Sammelband geb. Fr. 6.—. Verlag A. Franke u. Co., Bern.

In den Berggegenden des Simplon, die den Wanderer durch ihre romantische Schönheit bezaubern, ist das Schmugglertum heimisch. Mit klug erdachten Listen und unter vielerlei Gefahren, im Schutz finsterner Nächte und

von entlegenen Schlupfwinkeln aus ziehen die Schmuggler los. Wird es ihnen gelingen, ihre Säcke über die Grenze zu bringen? Oder werden sie den scharf aufpassenden Grenzwächtern in die Hände fallen — vielleicht gar von ihnen erschossen werden? Und können wir die Bergler beurteilen, die gegen das Gesetz handeln? Sie schlagen sich ärmlich und mühselig genug durchs Leben.

Zulliger erzählt uns eine spannende Geschichte vom jungen Joachim, der mitten im rauhen Treiben der Schmuggler aufwächst. Sie nehmen ihn mit auf ihre heimlichen Märsche, er muß Botendienste tun und am rechten Ort schweigen können. Viele Abenteuer macht er mit, bei denen es hart auf hart geht. Aber das Gewissen läßt Joachim nicht zur Ruhe kommen. Ein junger Grenzwächter ist mit Joachim befreundet, und in ihm erkennt der Junge einen noblen, selbstlosen Charakter. Zu welcher Partei wird Joachim sich zuletzt schlagen — zu der gesetzlichen oder zu der ungesetzlichen?

Das Buch bietet aber nicht nur eine spannende Geschichte, es weckt im Leser auch das tiefe Verständnis für Land und Leute. Zulliger selber kennt jenes Land bis in seine letzten Talwinkel und höchsten Alpen, er kennt Volksbrauch und Kampf ums Dasein. Auch der Illustrator des Buches hat für seine lebendigen Federzeichnungen an Ort und Stelle Volks- und Landschaftsstudien gemacht. So lehrt das Buch den jungen Leser die Heimat schauen und die Gebirgler mit ihrem kargen Dasein lieben.